

# DAS WORT

LITERARISCHE BEILAGE ZU «DU-ATLANTIS» 7. JAHRGANG NR. 3 MÄRZ 1966

## Ein polnischer Europäer: Czeslaw Milosz

VON WALTER GROSS

Mit dem Erscheinen des Namens Czeslaw Milosz in der westlichen Presse – 1951 – verband sich ein politischer Eklat: Nach einigen Jahren des Dienstes als Sekretär der polnischen Botschaft in Washington hatte Milosz beschlossen, von diesem Posten zurückzutreten und im Westen zu bleiben. Die Pressemeldungen über dieses Ereignis verschwiegen, dass es sich bei dem exilsuchenden Sekretär um einen der in Polen bekanntesten Lyriker und Übersetzer Shakespeares und zahlreicher anderer, auch zeitgenössischer Dichter handle. Milosz hatte zu diesem Zeitpunkt in seinem Heimatlande schon verschiedene Gedichtbände veröffentlicht.

Nochmals wiederholte sich die Aufmerksamkeit des Westens gegenüber diesem polnischen Autor auf politischer Ebene, dieses Mal allerdings von Milosz nicht unverschuldet, und zwar bei der Veröffentlichung seines Buches «Verführtes Denken», das 1953 deutsch mit einem Vorwort von Karl Jaspers erschien. Das Buch porträtierte mit nicht allzu rigoros verschlüsselnder Hand die Lebensläufe vier polnischer Autoren: Irrwege der polnischen Literatur zwischen ideologischer Parteilinie und Zensur. Das Buch wurde, angesichts der sich zunehmend verhärtenden Verhältnisse zwischen Ost und West, im Westen als aktuelle Information empfunden und im Osten, soweit es dort gelesen werden konnte, wenn auch unter veränderten Vorzeichen, wohl mit nicht weniger Aufregung aufgenommen. Was der westliche Leser von polnischer Literatur

erwartete: authentische Orientierung über die Lage in Osteuropa, insbesondere über die Situation des Schriftstellers und Intellektuellen in Polen, wurde in diesem Buche als bestechend formulierte Diagnose ins Haus geliefert. Das verhalf Milosz zum Ruf eines politischen Publizisten, einem Ruf, der nicht im angemessenen Verhältnis zu seinem literarischen Range stand.

Sein ebenfalls 1953, im gleichen Jahre also wie «Verführtes Denken», deutsch erschienener Roman «Das Gesicht der Zeit», der die polnische Nachkriegslandschaft zum Thema hat und in der Folge mit dem Europäischen Buchpreis ausgezeichnet wurde, konnte diese Auffassung nicht nur nicht widerlegen, sondern nur noch verstärken. Die westliche Leserschaft sah den polnischen Autor an dem ihr einzig möglich erscheinenden Ort: dem zeitkritischen, politisch engagierten, etwas heroisch umwitterten im eigenen Land, in Polen. Sah ihn, mit einiger Befriedigung, als verkappten Widerständler von jeher und nun, im Exil, als schonungslos Aufklärung betreibenden Schriftsteller.

So haben es die polnischen Schriftsteller wie kaum andere des Ostens, ausser vielleicht den ungarischen, zum Rufe gebracht, unausgesetzt durch ihre Arbeit, wenn schon nicht Zeugnis einer freien Nation, so doch ein solches der um die Freiheit kämpfenden nationalen Literatur zu geben. Diese Funktion der polnischen Schriftsteller ist ja nun freilich nicht eine erst 1945 und von diesem Datum weg aktuell gewordene, sondern eine sozusagen

historische und entschuldigt so wiederum die westlichen Leser. Bereits Mickiewicz warf Chopin vor, «unverbindliche Klavierkompositionen» statt einer, wie er glaubte, für Chopin längst fälligen polnischen Nationaloper zu schreiben. Polnische Dichtungen waren geschichtlich; der in München lebende Pole Tadeusz Nowakowski hat dafür die Metapher gefunden, «wie zornige Memoranden eines nicht vorhandenen polnischen Aussenministeriums an eine nicht vorhandene UNO».

Wie Polens Freiheit waren auch der Ruf der polnischen Literatur und ihre Rufnamen legendär. Sie sind es, nach einer verbreiteten Meinung, bis heute. In Polen, das wurde schon gesagt, ist Czeslaw Milosz' Rang als Lyriker fest begründet, aber erst zwölf Jahre nach dem spektakulären Verlassen seines Postens als Sekretär der volkspolnischen Botschaft in den Vereinigten Staaten und nach der Aufgabe seiner Staatsbürgerschaft erscheint in diesem Frühjahr eine Auswahl seiner Gedichte in deutscher Sprache, die der um die Übersetzung polnischer Lyrik verdiente Karl Dedecius besorgt.

Czeslaw Milosz, der gegenwärtig Dozent für slawische Studien und Literatur an der Universität Berkeley in Kalifornien ist, hat letztes Jahr eine Anthologie polnischer Lyrik, unter dem Titel «Postwar Polish Poetry», mit eigenen Übersetzungen ins Englische herausgebracht, die von Leopold Staff (1878–1957) bis zu den um 1933–1935 geborenen Jerzy Harasymowicz, Stanislaw Grochowiak und Ernest Bryll reicht und, was Anlage und Auswahl betrifft, wohl eine der besten Orientierungen über die zeitgenössische polnische Lyrik bietet. Nun ist Milosz nicht nur Lyriker und politischer Publizist, er ist auch ein hervorragender Erzähler und Historiker. Als letzterer veröffentlichte er eine Studie über den polnischen Literaturkritiker und Philosophen Stefan Brzozowski.

IN DIESER BEILAGE:

WALTER GROSS: <i>Ein polnischer Europäer: Czeslaw Milosz</i>	211
CZESLAW MILOSZ: <i>In meiner Phantasie eine Heimat...</i>	212
DETLEF DROESE: <i>Theodor Fontane</i>	214
HANS BAUMANN: <i>Der Fremde</i>	215
JOACHIM KRAUSE: <i>Von Petersburg nach Dresden</i>	216
WASILIJ SHUKOWSKIJ: <i>An Nikolaj Gogol</i>	217
ERNST NEF: <i>Carl Sternheims bürgerliche Helden</i>	218

Während der erste Teil dieser Brzozowski-Studie englisch (California Slavic Studies, II, 1962) herauskam, erschien im gleichen Jahr im Institut Literacki in Paris, dem Verlag exilierter Polen, eine polnische Originalausgabe mit dem – hier deutsch übertragenen – Titel «Ein Mann unter Skorpionen». Stefan Brzozowski ist, nach brieflicher Auskunft Milosz', eine der faszinierendsten Persönlichkeiten der polnischen Literatur, ein Mann, durch Nietzsche geformt, Marxist, jedoch völlig unorthodox (für Marx und gegen Engels), gegen Ende seines Lebens nahe dem Katholizismus, der Zeit voraus, von den Zeitgenossen kaum verstanden. Seine literaturgeschichtliche Methodik der Analyse erinnert nach Milosz an den hier bekannten Erich Heller. Es bleibt zu hoffen, der deutsche Verleger mache diese aktuelle historische Studie bald auch der deutschsprachigen Leserschaft zugänglich.

1957 erschien von Milosz die Geschichte einer Kindheit, «Tal der Issa», die nicht nur episch vollkommen bewältigte Schilderung eines bestimmten Lebensabschnittes ist, sie gewährt auch, beschränkt auf einen geographisch kleinen Raum, Einsicht in die geschichtliche, soziale, ethnische und religiöse bäuerliche Welt Osteuropas, genauer: eines Teils von Sarmatien, einem Nebenflusstal des Njemen. Die östlichen Länder konnten sich ja über weite Zeiträume hinweg nicht besonders stabiler politischer und staatlicher Ordnung erfreuen, etwas, das sich nicht nur in Geschichtsbüchern niederschlägt, sondern das Leben der Menschen vorerst einmal sehr drastisch betroffen und kompliziert hat, schon allein was die Sprache angeht.

Davon erzählt Milosz in dem formal zwischen Erzählung und Essay bewunderungswürdig ausbalancierten Band «West und Östliches Gelände» (1961): «Auf dem Lande sprach man

litauisch und teilweise polnisch. Das Städtchen, wohin man die Bodenfrüchte zum Verkauf brachte, gebrauchte für den Alltag das Polnische und Jiddische. Aber schon der Gendarm mit dem langen Schleppeßel, der Steuereinnahmer, der Eisenbahnschaffner, die für die Administration importiert waren, redeten die Eingeborenen russisch an, in der Annahme, jeder müsste die amtliche Sprache verstehen. Und darüber erhob sich die ganze Pyramide russischer Schulen und Universitäten; der Büros, der Ministerien, der orthodoxen Staatsreligion und, auf dem Gipfel, der Zarenthron.»

Davon, dass Denkungsart und Charakter von dieser komplexen geschichtlichen Gegebenheit beeinflusst würden, wusste der kleine Junge damals noch nichts: «Als ich mich in der schwierigen Kunst übte, auf zwei statt auf vier Beinen zu gehen, wusste ich nichts von den erblichen Belastungen, die nicht im Blute, sondern im Wort, in der Geste, in den unbewussten Reaktionen der Menschen unserer Umgebung fort dauern.» Milosz kam

zur Welt als russischer Untertan – und heute gehört jener Landstrich wieder zur Sowjetunion. Das bedeutet eine völlig andere Orientierung. Milosz neigt dazu, die Menschen einzuteilen in solche, die Russland kennen, und in solche, die es nicht kennen, «denn das bedeutet: eine innere, oft schwer erkennbare Einstellung zu manchen Erscheinungen des Daseins überhaupt, ist bei diesen nicht dieselbe wie bei jenen».

In dieser Unterscheidung bergen sich zwei frühe Grunderfahrungen: die des Kommunismus und die des Antisemitismus. Milosz weiss, dass die Nationalitätenfrage damals im Osten zweitrangig war. Ein Bauer, nach der Nationalität befragt, antwortete bezeichnenderweise mit «orthodox», ein Angehöriger des Landadels, der *szlachta*, hätte um die Jahrhundertwende mit «Narodnik» und später mit «Kommunist» geantwortet. Diese, an vielen Stellen seines Werks durchschlagende, manifeste intime Kenntnis des Ostens und seiner Geschichte, aber auch die ganz undogmatische, erstaunlich objektive Darstellung und

Analyse der geschichtlichen Fakten, das macht das Sympathische und den besonderen Rang von Milosz aus. Gerade die frühen, in den kaum bewussten Sedimenten der Kindheitserinnerung abgelagerten Eindrücke des Kommunismus und die spätere unausgesetzte Objektivierung dieses Einflusses, als ein ständiges subjektives Bedürfnis, haben bei Milosz zur Folge, dass er nie in die Denkungsart und vor allem Intransigenz des politischen Konvertiten verfällt. Das macht seine Autorschaft so glaubwürdig: Er schreibt ohne den ideologischen Bruch, ohne gegen die Last des einmal Geglauten und nun Verworfenen schreiben zu müssen, was so manchen Exilierten in der «schreibenden Existenz» ein Leben lang gefährdet.

Die Geschichte, auch Milosz' biographische, erklärt hier beinahe alles. François Bondy hat einen Wesenszug von Milosz deutlich gemacht, sehr deutlich, wenn er sagt: «Nebenbei gibt Milosz eine eigentümliche Theorie des verstärkten Kleinadels, aus dem er stammt, nennt Dostojewski, Lenin, Dscherschinski, Pilsudski als Beispiele

eines revolutionären Lebensgefühls der Intellektuellen, die aus dieser Schicht kommen, unbürgerlich und sogar «antibourgeois» in ihren Voraussetzungen, voll Verachtung für die Bereiche des Gelderwerbs und bereit, sich als Künstler, als Gelehrte, als Revolutionäre eine persönliche Auszeichnung zu verschaffen, die das Wappen ersetzt. Die Tradition einer Gesellschaft, «wo im Bewusstsein der Massen die Geltung des Einzelnen nicht von seinem materiellen Vermögen abhängt» (Milosz), verbindet die vorübergehliche mit der nachbürgerlichen Ordnung.»

Gerade auf Grund dieser Tatsache hat der Intellektuelle im Osten eine Kontinuität des persönlichen Verhaltens gewahrt, bis heute – und auch im Verhältnis zu sei gefährdeten Begriffen wie Europa. So ist Stefan Kisielewski, ein polnischer Publizist und Abgeordneter des Parlamentes, einverstanden, als Titel zu einer Reihe von Aufsätzen über Fragen des Gegensatzes zwischen West und Ost «An dieser Stelle Europas» zu setzen, und das mit einem Ernst, an dessen Stelle bei uns vieler-

## In meiner Phantasie eine Heimat...

VON CZESLAW MILOSZ

Ich lebe an der Küste des Pazifik, viele tausend Meilen von meinem Geburtsort entfernt, und die Sprache, in der ich schreibe, ist nicht die meiner Umgebung. Demzufolge bin ich, ungeachtet meiner sonstigen Merkmale, ein Schriftsteller im Exil. Dem Ausdruck haftet heute eine besondere Bedeutung an, ist doch das Exil – vom Paradies der metaphysisch begründeten Werte, vom geordneten, in Himmel, Erde und Hölle aufgeteilten Raum – zum Hauptproblem der Lyrik geworden. Meine Stellung ist, so scheint mir, nicht schwerer als die jedes anderen Dichters, wo immer er lebe, oder, wenn man so will, als die irgendeines Menschen unserer Zeit. Im Gegenteil, sie mag sogar gewisse Vorzüge haben. So wie die mathematische Gleichung minus mal minus plus ergibt, so wirkt auch mein eigenes Exil aus meiner Heimat positiv, wenn ich mich bemühe, gegen die zersetzenden Kräfte eines allgemeinen Exils anzukämpfen und umgekehrt. Durch die Entfernung werde ich dazu verleitet, in meiner Phantasie eine Heimat zu erschaffen, die in der Geschichte liegt. Wo immer ich mich auf der Erde bewege, trage ich sie mit mir wie die Schnecke ihr Haus.

Mein zweiter Beruf, der polnische Literaturunterricht an einer grossen amerikanischen Universität, ist nicht einfach ein Weg, mein tägliches Brot

zu verdienen. Für mich ist er eng verbunden mit meinem Bewusstsein als Schriftsteller, dessen Denken und Fühlen nicht nur durch die in einer Sprache fixierte Vergangenheit bestimmt wird, sondern dieses Denken und Fühlen bestimmt wiederum, so hoffe ich, die Geisteshaltung seiner Nachfolger. Durch die Konfrontation mit der amerikanischen Denkweise meiner Studenten ist mir meine eigene Denkweise klarer bewusst geworden.

Unter dem Druck von all dem, was unsere Identität zu zerstören trachtet – die Wortflut der Presse, die Bilder, die uns vom Fernsehschirm und von der Kinoleinwand anfallen –, leisten wir Widerstand. In meinem Fall fordert ein anderer Gegendruck meine Kräfte heraus: die Natur der kalifornischen Küste, die, entgegen der Vorstellung des Europäers, etwas Dämonisches hat. Die Weite der Landschaft, die dürre, aufgerissene Erde oder die Wälder, deren Bäume an Granitsäulen erinnern, bergen etwas, das unser zerbrechliches Menschentum zu verspoten und zu vernichten scheint. Und von hier aus gesehen, wo trotz der triumphierenden Technik immer noch die Natur die Gedanken der Menschen beherrscht, weil es keine historische Vergangenheit gibt, besitzt das Labyrinth der europäischen Geschichte, mag es noch so grausam und enttäuschungsreich sein, die Wärme eines

weiblichen Schosses. Obwohl ich den mir vom Schicksal bestimmten Platz akzeptiere, bin ich doch in allen meinen Reaktionen Europäer. In meinem Kampf mit der Natur oder, um mit den Worten des kalifornischen Dichters Robinson Jeffers zu sprechen, mit der «Unmenschlichkeit», schöpfe ich aus meinen sämtlichen europäischen Quellen. Natürlich sind es vor allem polnische Quellen, denn Geschichte bleibt ja etwas Abstraktes, wenn sie nicht mit konkreten Städten, Schlössern und Flüssen in Beziehung gebracht wird. Und dieses besondere Merkmal der polnischen Literatur – ihre ausgeprägte Geschichtlichkeit – beschützt mich. Andererseits spüre ich, wie ich von der Natur Kaliforniens durchdrungen bin und wie sie bereits in meinen Gedichten auftaucht, verschmolzen mit der Umgebung meiner Kindheit.

Das Bild des Schriftstellers, der das Exil wählt, da er das Regime in seiner Heimat nicht billigt, ist zu profiliert, um als Schlüssel zu den verworrenen Problemen Polens zu dienen. Ich habe im Ausland ein politisches Buch veröffentlicht (C. Milosz: *Verführtes Denken*. Essays, Kiepenheuer & Witsch, Köln); es verurteilt die den Intellektuellen auferlegte Sklaverei im Namen irgendwelcher hochgesteckter Ziele. Aber solche Ausbrüche moralischer Entrüstung genügen nicht, um den Titel eines politischen Denkers für sich zu beanspruchen. Das Buch ist 1953 in Paris erschienen. Einige Zeit später, 1956, sah es so aus, als würde man mich nicht mehr als Lügner anprangern, denn was ich bekämpft hatte, wurde auch in Warschau öffentlich verurteilt. Tatsächlich zirkulierten meine Bücher in den Jahren 1957/58 verhältnismässig frei in Polen, und von

Zeit zu Zeit erschienen in der literarischen Presse Artikel und kritische Essays über meine Gedichte. 1958 unterschrieb ich mit einem polnischen Staatsverlag einen Vertrag über die Herausgabe meiner gesammelten Gedichte und über die Neuherausgabe meines Romans «Tal der Issa». Die Verlagsleiter bewiesen Integrität und Loyalität und taten ihr bestes; aber in der Zwischenzeit beschloss die Regierung, gewisse Konzessionen, die der liberalen Meinung gewährt worden waren, wieder rückgängig zu machen, und die beiden Bücher wurden von der Zensur verstümmelt, bevor sie überhaupt in Druck gingen. Meine wahre Leserschaft befindet sich zweifellos in Polen. Durch die Launen der Staatsbeamten von ihr abgeschnitten zu werden ist, milde ausgedrückt, unerfreulich. Doch soll keine Spur der Bitterkeit mein Urteil über das heutige Polen verfärben. Dank harter Arbeit habe ich im Westen vollständige Unabhängigkeit von den Forderungen der einen oder anderen Propaganda erlangt, und eine solche Unabhängigkeit verpflichtet mich, voreilige Äusserungen zu meiden. In meinen literarischen und politischen Ansichten unterscheide ich mich kaum von der Mehrzahl meiner Kollegen in Polen, mit denen ich in freundschaftlicher Beziehung stehe.

Ich liebe die polnische Literatur, wie man eine Frau liebt, deren Fehler man kennt. Das rührt nicht von Vergleichen mit anderen Literaturen her, zu denen ich dank meiner Sprachkenntnisse direkten Zugang habe, nämlich zur französischen, russischen, englischen und amerikanischen, sondern es ist eine Frage der inneren Beziehung. Trotzdem sind einige Vergleiche unvermeidlich; und da ich hauptsächlich

orts der Zweifel getreten ist, mindestens bis wohin, geographisch, die Grenzen Europas gelegt werden sollen. Heute zwar in den Vereinigten Staaten lebend, ist Milosz Pole geblieben, sein Leben und jede Äusserung werden durch das Dasein Polens bestimmt, durch Polen und auch durch den europäischen Gedanken, der vom Osten her gedacht wird. Ein Begriff Europas, differenziert durch einen anderen Standort, von der anderen Grenze Europas im Osten, aber nicht weniger legitim als unser Standpunkt Mitteleuropa, nicht weniger auch in einer tiefen Erlebnisschicht emotional, aber ebenso verpflichtet wie bei uns, nicht weniger ernst und eingehend überdacht wie hier. Und was wir oft zu wenig und nicht dringlich genug bedenken: beinahe von uns aus gesehen eine Art «geschichtlicher Schuld».

So gälte es zu überdenken, was uns Milosz aus seiner Kenntnis des Ostens zu geben vermöchte, er, der heute im noch fernerer Westen lebt, mahnt und redet in seinem Werk: davon, dass die mutmassliche Schuld, die Ost und West gleichermaßen belastet, weiter

zurückreicht als bloss bis zum ideologischen Bruch und den Folgen des Zweiten Weltkrieges, dass er tief in die gemeinsame Geschichte hinabreichende und sehr differenzierte Gründe hat. Das von unserer Seite her zu erkennen, es immer neu zu überdenken, wäre schon sehr viel und würde bestimmt nicht ohne Einfluss auf unsere Einstellung gegenüber dem heutigen europäischen Osten bleiben.

Der zuletzt erschienene Band «West und Östliches Gelände» trägt im polnischen Original den Titel «Rodzina Europa», zu deutsch etwa «Heimat Europa». So für die deutschsprachige Ausgabe übernommen, wäre er mit dem in ihm spürbaren Sentiment sicher kein guter Titel gewesen, allein die in der Sprache sichtbar werdende Emotion beweist die Echtheit des Bekenntnisses, bezeugt die Zugehörigkeit zu einer grossen geistigen und geographischen Landschaft, die eine lange mit Schuld beladene Geschichte hat, die in der Gegenwart nur allzu deutlich fortwirkt und sichtbar ist, ein Bekenntnis aber auch, das die Hoffnung auf die Zukunft hin nicht lassen kann, die

Hoffnung, dass dieses Europa, wenn auch verändert, wieder zu einem Zuhause wird, wie Bondy einmal sagt.

Czeslaw Milosz wurde 1911 in einem kleinen Ort an einem der Nebenflüsse des Njemen, der Niewiaz, geboren. Der Ort hatte eine im Namen verborgene, indogermanische Wurzel, «die ich nie entziffern konnte», auch ist der Name, nach Milosz, für deutsche Zungen kaum aussprechbar. Sein Vater war Beamter im Dienste des Zaren, der Sohn machte so in früher Kindheit eine einjährige russische Reise, die ihn bis Wladiwostok, den fernen russischen Osten führte. Er studierte in Wilna und unternahm noch in der Studentenzeits Reisen, die ihn ans Schwarze Meer und nach Mitteleuropa führten. Er berührte dabei auch die Schweiz, wo ihm auffiel, dass infolge der besonderen Besitzverhältnisse schwer an einen See zu kommen war und dass, unter anderm, an den öffentlichen Brunnen kleine Metallbecher an einem Kettchen hingen. Während der Nazibesetzung gehörte er dem Widerstand an und war massgeblich an der

Verbreitung damals illegaler polnischer Literatur beteiligt. Er schloss sich vorerst dem Nachkriegsregime in Polen an und kam als zweiter Sekretär der Botschaft Volkspolens nach den Vereinigten Staaten.

Nach seinem Fortgang von dem Posten in Washington erschien die polnischen Originalausgaben seiner Bücher im Pariser Exilverlag Instytut Literacki; zahlreiche Beiträge finden sich auch in der von diesem Verlag herausgegebenen Zeitschrift «Kultura». Deutsch sind erschienen und greifbar: *Verführtes Denken*. Mit einem Vorwort von Karl Jaspers. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1953. – *Das Gesicht der Zeit*. Roman. Europa Verlag Stuttgart 1953. – *Tal der Issa*. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1957. – *West und Östliches Gelände*. Ebenda 1961. – In Vorbereitung: *Gedichte*. 30 Gedichte ins Deutsche übertragen von Karl Dedecius. Ebenda 1966. – In englischer Sprache: *Postwar Polish Poetry*. An Anthology selected and translated by Czeslaw Milosz, Doubleday & Company, New York 1965.

an moderner Lyrik interessiert bin, bemühe ich mich, jene typischen Elemente der polnischen Lyrik zu begreifen, die ureigene Lösungen der Probleme bieten, vor die jeder Dichter heute gestellt wird.

Manche Leser neigen zur Annahme, es könne kein gemeinsamer Nenner gefunden werden, da die Polen und, sagen wir, die Amerikaner, völlig verschiedene Welten bewohnen. Dies trifft nicht ganz zu, vor allem für die junge Generation nicht. Ein geheimnisvoller Zeitgeist schafft überall eine ähnliche Einstellung der Auflehnung oder der Flucht, und die jungen Amerikaner verstehen die Gedichte, die heute in Polen geschrieben werden, denn ihre Themen sind ihnen mehr oder weniger vertraut. Dennoch hat die Behandlung dieser Themen etwas Unerwartetes, etwas vollkommen Ungewohntes. In meinem Unterricht konzentriere ich mich vor allem auf zeitgenössische polnische Lyrik und Prosa, wobei ich den Schriftstellern, die jetzt in ihren Dreissiger- oder Vierzigerjahren stehen, den Vorzug gebe. Ich lese ihre Gedichte den Studenten in meiner englischen Übersetzung vor, und die Reaktion ist ausgezeichnet.

Ein anderes Vergleichsobjekt, das man nicht übersehen darf, bildet die äusserst lebendige russische Avantgarde-Lyrik, die, in der Sowjetunion selbst oft unveröffentlicht, nicht nur Polen, sondern auch die westlichen Länder erreicht. Trotz der ungleichen Wege, die die polnischen und russischen Dichter in der Vergangenheit eingeschlagen haben, sind sie sich durch die Suche nach neuen Ausdrucksformen, die für beide kennzeichnend ist, nähergekommen als etwa durch die Epoche des «sozialistischen Realismus».

Diese Dreiheit – die polnisch-amerikanisch-russische Lyrik – fasziniert mich einerseits durch ihre Verwandtschaft, entstanden aus dem Geist unserer Zeit, und andererseits durch ihre Unterschiede, die das besondere nationale Erbgut erzeugen.

Ich hatte den Auftrag, etwas über Polen zu schreiben, aber ich glaube nicht, dass ich in der Lage bin, etwas Sinnvolles auszusagen. Allzuvielen Klischees, meist aus dem 19. Jahrhundert, belasten das Thema, und jedes Bemühen, einem fremden Leser die Wahrheit über dieses Land zu vermitteln, müsste darauf verwandt werden, Vorurteile zu bekämpfen. Tausend Jahre turbulenter Geschichte – seit 966, als Polen das Christentum in seiner westlichen, römischen Form annahm – sind nicht für Verallgemeinerungen geschaffen. Durch meine Familienchronik gehöre ich Polnisch-Litauen an, einem Land vieler Sprachen und Religionen; einem Land, das es seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr gibt. Römisch-katholisch erzogen, interessiere ich mich leidenschaftlich für den einst blühenden polnischen Protestantismus mit seinen vielen – sowohl in theologischer als auch in sozialer Hinsicht – radikalen Sekten. Obwohl ich ein polnischer Schriftsteller bin, vergesse ich nicht, dass ich aus Litauen stamme, und in meinen Werken finden sich Spuren eines typisch litauischen, wenn nicht heidnischen, Mystizismus (Litauen ist schliesslich, neben Irland, das poetischste Land Europas). Meine Lyrik wurde, wie die aller polnischer Dichter, von Renaissance- und Barock-Traditionen geformt, welche die polnische Literatur stark geprägt haben, wobei ich mich in besonderem mit den verschiedenen Aspekten des polnischen

Nationalcharakters auseinandersetze. Beim Schreiben meines autobiographischen Buches (deutsch unter dem Titel «West und Östliches Gelände», französisch als «Une autre Europe» erschienen) entdeckte ich die Schwierigkeit, wahrheitsgetreu über die unendlich komplexen Probleme meiner Heimat zu berichten, ohne bizarr zu wirken. Allein schon zu erklären, warum dieselbe litauische Familie einen französischen Lyriker (mein Verwandter Oscar de V. L. Milosz) und einen polnischen Dichter hervorgebracht hat, ist eine undankbare Aufgabe. Ganz zu schweigen von der Erfahrung aus den Ereignissen der letzten Zeit. Ich war während der Nazibesetzung in Warschau und bin seither verfolgt von den Ausmassen der Tragödie, die von keinem noch so mitfühlenden Menschen beschrieben werden kann. Vielleicht ist es der Sinn für neue Perspektiven, die durch Hitlers und Stalins Existenz dem Menschen und der Geschichte eröffnet wurden, und das gleichzeitige Wissen um die verhältnismässige Machtlosigkeit des geschriebenen Wortes, die die polnische Nachkriegsliteratur von allen anderen Literaturen unterscheidet, selbst wenn die Schriftsteller dem Anschein nach keine Themen behandeln, die direkt mit dem Problem des Terrors zusammenhängen, sondern zum Beispiel Essays über Shakespeare schreiben. Durch meine Erinnerung, die mit Schreckensszenen verbunden ist, bin ich zweifellos ein typisches Beispiel für den zeitgenössischen polnischen Schriftsteller der mittleren Generation.

Während der Kriegsjahre vollzog sich in mir – so schien mir wenigstens – und auch in manchen meiner Kollegen eine Art Läuterung. Ich glaubte, viele

typische Tendenzen des europäischen Ästhetizismus müssten unter dem Eindruck der grauenvollen Geschehnisse einen Zusammenbruch erleiden. Kunst und Literatur sollten meiner Ansicht nach aufrichtiger, strenger und weniger empfänglich sein für den erpresserischen Intellektualismus, der gewöhnlich nur ein Symptom der Spiessigkeit ist. Meine Hoffnungen wurden teilweise erfüllt, nämlich während jener kurzen Zeiträume, da die Zwangsjacke der Zensur in Polen weniger drückend war – zwischen 1945–1949 und 1956–1960. Zur Zeit werden alle Arten rein literarischer Spielereien durch eine Zensur gefördert, die darin eine Gewähr gegen die Einmischung der Dichter in die Politik sieht.

Was Westeuropa und Amerika betrifft, so habe ich oft den Eindruck, als wäre die historische Lektion unseres Jahrhunderts vergessen worden. Sonst würden die Schriftsteller mehr Scham empfinden vor allem, was nach Mache riecht. Ich wehre mich gegen verschiedene Richtungen, die darauf abzielen, schöpferische Leistungen in einem Kreidekreis akademischer Perfektion einzuschliessen; ich glaube zum Beispiel, dass die amerikanische Schule des *New Criticism* der anglo-amerikanischen Lyrik viel geschadet hat. Ich bewundere Schriftsteller, die trotz offensichtlicher Schwächen Grösse erlangt haben: den Polen Stanislaw Ignacy Witkiewicz, der 1939 gestorben ist, die Amerikaner Walt Whitman und Robinson Jeffers, und den Russen Boris Pasternak. Auf die Frage, welches die Kriterien der Grösse in der Literatur sind, würde ich antworten: eine kosmische Weite der Vision und Grosszügigkeit.

Übersetzt von Eva Rottenberg